

A photograph of a large orangutan with thick, reddish-brown fur, clinging to a tree branch. The background is a clear blue sky.

**Florian Gierl**

KernVerlag | **Roman**

A stylized green silhouette of a frog, positioned on the left side of the cover, partially overlapping the text.

**Rettet**

**BOR  
NEO**

A photograph of a log skid, a piece of heavy machinery used for logging, located in the bottom right corner of the cover.

In einem Tal dort steht die Quelle des Lebens.

1. Auflage 2024

Originalausgabe 2011

Copyright © 2011 by KernVerlag, Regensburg

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des

Verlages verwendet werden.

Autor: Florian Gierl

Bilder: © pixabay und Fotolia

Druck und Bindung in Polen

ISBN 978-3-934983-35-9

Empfohlenes Lesealter ab 12 Jahren

[www.kernverlag.de](http://www.kernverlag.de)



## Borneo

Wie ein grünes Meer wirkte das Blätterdach, das fast das ganze Tal bedeckte. Es war Nacht und schwere Wolken hatten sich über den Urwald gelegt. Wie Wellen strichen sie voran, wenn der Wind sie weiter trieb. Im Licht eines Blitzes leuchtete das grüne Blätterdach nur kurz auf, und nach dem Donnerschlag sollte endlich der ersehnte Regen einsetzen. Doch auch diese Nacht brachte wieder nur ein heftiger Wind etwas Abkühlung. Bald darauf rissen die Wolken auf und die letzten Sterne kamen zum Vorschein. Ein bleiernes Graublau am Horizont kündigte die Morgendämmerung an.

Das erste Tageslicht ließ eine Rotte von Bartschweinen auf Nahrungssuche gehen. Sie verließen ihr Nachtlager im Farngebüsch, und während sich die Keiler noch um ein Weibchen stritten, quietschte es zwischen den Baumstämmen laut auf. Als sie flohen, war ein Schwein weniger unter ihnen.

Es dauerte nicht lange, bis die aufgehende Sonne den Nebel aufgelöst hatte und die ersten Sonnenstrahlen auf das Blätterdach im Tal fielen. Wie immer war es seltsam still im Morgenlicht, während sich der Wechsel zwischen den Wesen des Tages und der Nacht vollzog.

An einer Stelle erreichte das Sonnenlicht durch eine Lücke in den Baumkronen den sonst dunklen Waldboden. Hier hatte sich einst ein Kampf ereignete, der viele Jahre andauerte und schließlich für ein Geschöpf mit dem Tod endete. Vor Jahren hatte eine gewaltige Würgefeige auf einem Urwaldriesen gekeimt. Sie war gewachsen, und hatte ihren Wirt allmählich überwuchert und erdrückt. Mit ihren meterdicken Luftwurzeln verdrängte sie auch die Bäume um sich herum, so dass an dieser Stelle das Sonnenlicht wie ein Scheinwerfer die Düsternis des umstehenden Urwalds durchbrach.

Zwischen den Stämmen und Wurzeln der Baumriesen glitt ein gewaltiger Netzpython dahin. Seine Zeichnung in hellen und dunklen Rauten ließ ihn am Waldboden kaum auffallen. Nachdem er mit seinem Geruchsorgan, der Zunge, die Umgebung geprüft und sich



so versichert hatte, dass ihm keine Gefahr drohte, richtete er das vordere Viertel seines meterlangen Körpers auf. Die Riesenschlange streckte sich und gähnte. Einmal noch prüfte der Netzpython die Luft, dann bog er seine dünne Schwanzspitze bis zum Kopf und kratzte sich damit zwischen seinen gelben Augen. Er bemerkte natürlich nicht, dass direkt über ihm ein großes Blatt vom Umfang eines Elefantenfußes hing. Das Blatt war eingedellt und hatte sich über Nacht mit Tauwasser gefüllt. Es bog sich durch das Gewicht schon stark nach unten, und jetzt genügte die leichte Berührung mit der Schwanzspitze, um das Wasser über seinen flachen Kopf zu gießen.

„Gibt’s doch nicht!“, rief er erschrocken, schüttelte sein Haupt und setzte sich sogleich in Bewegung.

„Da sieht es viel versprechend aus. Ein wenig Sonne wird mir gut tun,“ sagte der Netzpython mit rauer und noch müde klingender Stimme. In seinem Leib war eine deutliche Wölbung von seinem morgendlichen Jagdzug zu erkennen, und hier neben der Würgfeige hatte er einen guten Platz gefunden, um seine letzte Mahlzeit in Ruhe verdauen zu können.

Kurz zuvor hatte an anderer Stelle ein sehr viel kleineres Wesen seine Erdhöhle verlassen, um sich von der Sonne wärmen zu lassen. Es war ein Agamen-Männchen. Der kleine Kerl blickte sich um, lief dann einige Schritte von seinem Bau weg und entdeckte eine Zikade, die ihr schrilles Lied in den Urwald sang.

„Guten Morgen Herr Nachbar, einen Moment: Erkennen Sie dieses Geräusch?“ Mit diesen Worten verschlang die Echse die Zikade. Dann hob sie ihren grün geschuppten Kopf und blickte in den Himmel, an dem dunstige Wolken aus dem Norden aufzogen. „Ah, der Regen scheint endlich anzukommen, wird aber auch Zeit.“

Über ihm flatterte ein Rhinerosvogel durch das Gewirr der Würgfeigenäste. Sein metallisches Rufen übertönte alle anderen Urwaldgeräusche, und selbst die Gibbonweibchen in der Nähe verstummten kurz. Mit lautem Flügelschlag flog der Vogel weiter.

Der Agamerich, der sich versteckt hatte, um nicht selbst zum Frühstück zu werden, lugte hinter seinem Stein hervor: „Vogel vertrieben. So, das wird ’n klasse Tag!“, lobte er sich selbst.

Anschließend machte er sich zu seinem allmorgendlichen Ziel auf, und freute sich auf die Morgentoilette in seinem Wasserblatt. Fröhlich sang er dabei ein einfaches Agamenlied. Als er bei seinem Blatt ankam, legte er sich darunter und griff danach, um das Wasser auf sich herunterlaufen zu lassen und – nichts geschah!

„Ui, was ist das nun wieder?“

Er sprang auf den Rand des Riesenblattes und schaute hinein: Es war leer! Sogleich brach er theatralisch zusammen: „Das gibt’s doch nicht! Mein Wasser! Mein lieber kleiner Vorrat, ich werde verdursten! Ich muss sterben! Arm, so arm wie ich ist kein anderes Wesen! Das ist das Ende! Das ist mein Ende! Das... aha!“

Mitten im Satz erspähte er etwas, das seine gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Ein Wurmwesen“, zischte er, und kroch schnell über einen kleinen Palmwedel zurück. Dort ließ er sich auf den Boden fallen und peilte seine neue Nahrungsquelle an, die im Zwielflicht des Unterholzes zu erkennen war. Zwar konnte er die Beute nicht genau einordnen, aber ihm war klar, dass sie essbar sein musste.

In einigem Abstand davor hielt er kurz im Schutz eines kleinen Steines an. Er hielt sich versteckt und vertraute auf die Tarnung durch seine mattgrüne Schuppenfärbung. Vorsichtig pirschte er sich dicht an den Boden gepresst näher. Das längliche Wesen regte sich. Es stellte einen kurzen Teil seines Körpers auf, um dann rascheln wieder niederzusinken. „Seltsam, wie unvorsichtig es ist“, dachte er, „aber Unvorsichtige sind oft giftig. Aber die giftigen, die am besten schmecken, haben doch immer so auffällige Farben.“

Der kleine Jäger war leicht verunsichert. „Alles was mich töten oder krank werden lassen könnte, ist entweder gelb-schwarz, oder rot-blau, oder grün-gelb oder sonst irgendwas.“ Aber das da vor ihm war nur braun mit einer schwärzlichen Schattierung. „Genug ge-

dacht“, machte er sich Mut, leckte sich mit seiner langen Zunge übers Gesicht und rannte auf seine Beute zu. Er stellte sein Opfer mit seinem Beinchen, das er darauf presste. „So du wirbelloses, dich windendes Wesen, du bist jetzt mein moralischer Ausgleich für mein zerstörtes Wasserreservoir! Beschwer dich nicht, du hast lang genug gelebt und das hier ist nur natürlich!“

Sein Kopf schnellte nach unten und er biss zu. Erschrocken fuhr er zurück, denn was er da gebissen hatte, besaß eine bemerkenswert stabile Haut. Wieder stellte er einen seiner Füße auf das augenlose Wesen und kratzte sich mit einer der Krallen des linken Vorderbeinchens am Kinn. „Oh, mein rückgradloser Kamerad“, wandte er sich in seiner theatralischen Art an das Opfer, „siehe, ich bin eine Agame, und du bist ein... ein kleineres, appetitliches Irgendwas!“

Da bewegte sich seine Beute und winkte ihm mit der Spitze, wo er den Kopf vermutete. „Was willst du?“

Das Wesen zog sich zusammen und zeigte immer wieder hinter die Agame.

„Was? Hinter mir?“

Das Wesen schien zu nicken.

„Komm schon, du elender Lindwurm. Du glaubst doch nicht im Ernst, dass ich auf diesen alten Trick hereinfalle.“

Trotzdem tastete er, ohne den Fuß von seinem Opfer zu nehmen, mit seiner Schwanzspitze hinter sich den Boden ab und stieß entgegen seiner Erwartung auf Widerstand. Er befühlte das Objekt weiter und stellte fest: „Hmm, fühlt sich wie eine Schlange an...“

Leicht panisch fuhr der Kleine herum und schreckte kreischend hoch, weil er direkt vor dem gewaltigen Kopf des Netzpythons stand.

„Lass meinen Schwanz in Ruhe, du Schädling“, fuhr dieser ihn an, und das Ding, das der Agamerich für ein Wurmwesen gehalten hatte, erhob sich und schlang sich um seinen Leib.

Sofort brach der kleine Jäger wieder in seine Dramatik aus: „Ade du schnöde Welt, das ist der Lohn für dieses widerliche Dasein. Ich, der ich kämpfte Tag um Tag und der ich litt in allen Zeiten! Ich,

der ich nun von der Welt scheiden muss – das ist mein Ende – ade Sonne, ich werde dich nie mehr wieder sehen!“

„Hör gut zu, du Nervensäge: Hau ab und lass mich endlich in Ruhe!“ Damit schleuderte er ihn einige Schritt weit weg.

Davon aber ließ sich der Agamerich nicht sonderlich beeindrucken: „Das ist nicht wahr! Das darf einfach nicht wahr sein! Diese Schande, diese unermessliche Schande! Das ist furchtbar, das ist die furchtbarste aller furchtbarsten Furchtbarkeiten! Das überleb ich nicht!“ Er brach zusammen und wälzte sich schreiend in den Blättern und schlug mit den Beinchen um sich.

„Was ist denn jetzt schon wieder? Du bist ja immer noch da. Hau endlich ab“, knurrte der Netzpython.

Unter Tränen schluchzte die kleine Echse: „Seit genau 293.891 Generationen haben deine Vorfahren meine Vorfahren gefressen. Wir waren euch immer gut genug. Und du weist mich jetzt ab! Das ist doch alles nicht wahr! Mein Wasser verschwindet und dann wird auch noch meine herrlich knusprige und gänzlich hygienische Person verschmäht. Es kann doch nicht sein, dass ich nicht appetitlich genug bin, oder?“, schrie er den Netzpython an.

Der blinzelte einmal kurz zu ihm rüber, und sofort sprang der Agamerich auf und warf sich in Pose, um zu beweisen, wie nahrhaft seine tragische Gestalt doch sei. „Wahrscheinlich frisst du lieber Schildkröten. Der feine Herr will es kross haben, was?“, jammerte der Agamerich vor sich hin.

„Hör mal zu, ich würde dich und zwar einzig dich nicht fressen, selbst wenn du das letzte Tier auf Erden wärst. Außerdem habe ich gerade ein junges Bartschwein verschlungen, und jetzt will ich verdauen und du verschwindest endlich.“

Jetzt verstand er warum er nicht gefressen wurde und sofort verbesserte sich seine Laune. „Also, ich hab mich schon lange nicht mehr wirklich voll gefressen. Weißt du, mein kaltblütiger Freund, ich lebe von Insekten, aber in der Dämmerung lässt sich nur eine Hand voll von ihnen erwischen.“

Er setzte sich in die unmittelbare Nähe des Schlangenkopfes: „So, mal sehen, was wir da haben.“ Er griff mit dem rechten Beinchen in das morsche Holzstück daneben und zog einen Blutegel heraus. Er biss ein Stück des Egels ab und reichte dem Netzpython das andere: „Will'su habn?“ fragte er mit vollem Maul.

„Ich kann's mir verkneifen“, ächzte sein Gegenüber.

„Wie lange verdaut denn ein Netzpython so ungefähr? Wenn du dabei in der Sonne liegen willst, hier ist immer Platz!“

„Danke, aber...“

„Nichts zu danken, du bist ein großes, fettes Raubtier. Das jagt allen Angst ein, die hierher kommen, um mich zu fressen. Also lass dir ruhig Zeit mit deinem Schwein.“

„Sag mal, kannst du nicht einem anderen lästig werden? Der Urwald ist groß und voller Tiere, die sich gewiss wahnsinnig über deine Gesellschaft freuen würden. Da gibt es Baumfrösche, Flughörnchen ... Raubvögel solltest du mal belästigen“, ermunterte ihn der Netzpython.

Aber der Agamerich machte es sich neben ihm immer bequemer: „Weißt du, da du jetzt nichts mehr frisst, könnten wir doch in Symbiose leben. Wie wär's?“

Die Riesenschlange verdrehte innerlich die Augen, da erklimmte die Echse auch schon den Hals der Schlange, hangelte sich hoch bis zum Kopf und stand nun direkt zwischen den verdutzten Augen des Netzpythons. Um nicht abzurutschen, hielt sie sich mit dem Schwanz fest, indem sie ihn um die Kiefer der Schlange wickelte: „Es gibt doch so viele tolle Symbiosen auf dieser Welt: Schweine fressen Gras, und du frisst Schweine.“

„Das ist eine Nahrungskette, aber keine Symbiose“, belehrte ihn die Schlange und warf den Agamerich auf den Boden zurück.

„Aber man könnte es auch als Symbiose bezeichnen, weil ja alle voneinander abhängig sind. Gibt's kein Gras mehr, verhungerst auch du, weil's kein Schwein mehr gibt.“

„Erstens kann ich dann andere Tiere fressen, und zweitens ist eine

Nahrungskette keine Symbiose, weil da beide unmittelbar Nutzen daraus ziehen müssten. Du willst mich aber nur hier behalten, damit ich deine Feinde vertreibe und da denk ich gar nicht dran.“

Aber der Agamerich gab nicht auf: „Ich sehe da ungeahnte Möglichkeiten! Wir wären ein unschlagbares Team. Wir zwei könnten der Schrecken des Urwalds sein!“

„Ich habe so das Gefühl, du bist auch ohne mich schon der Schrecken des Urwalds. Kann das sein?“

„Toll, lustig bist du auch noch, wir zwei wären das Beste was es im Urwald gibt! Schau mal, ich besorg dir Insekten so viele du willst, und nebenher kannst du auch noch all die Tiere fressen, die sonst mich fressen würden.“

Der Netzpython überlegte fieberhaft wo es noch überall Orte gab, an denen die Sonne den Boden erwärmte.

„Eine Kostprobe?“

„Nein!“

Doch das hörte sein kleiner „Symbiosepartner“ schon nicht mehr. Er rannte auf die Würgfeige zu, kletterte an den löchrigen Wurzeln hoch und verschwand zwischen den Verästelungen. Seine Stimme klang dumpf und noch nerviger als sonst aus dem Holz hervor: „Du wirst staunen, wie schnell ich hier Maden raushole. So was Fetttes hast du noch nie gesehen... Man, ist das stickig hier.“

Der Netzpython drehte sich um und stöhnte: „Von drei Gelegen mit jungen Agamen erlebt nur eine das Erwachsenenalter. Und ausgerechnet der muss das nun sein. Jetzt verstehe ich auch, warum manche Tiere ihre Jungen fressen.“

## Ein Problem... und seine Lösung?

Jetzt richtete sich der Orang-Utan an die Runde: „Meine lieben Freunde. Wie lange bewohnen wir alle nun schon dieses Tal? Hinter mir seht ihr den Baum des Regens. Seit dem Anbeginn der Zeiten brachte er unseren Ahnen und Urahnen das Wasser vom Himmel. Die Urahnen unserer Väter erkannten schon, dass dieser Baum der Herr des Lebens und dieses Tales ist, und so lange es ihm gut ging, so lange brachte er uns den Regen. Jeder braucht das Wasser, denn ohne Wasser sterben die Pflanzen des Waldes. Zuerst verhungern alle, die von den Pflanzen leben, und danach sterben die, die von den Pflanzenfressern leben. Egal wie stark, wie klug oder wie schnell wir auch sein mögen, wir alle hängen vom Regen ab.“

Keiner sagte etwas und der Orang-Utan gab seinen Zuhörern Gelegenheit, sich Gedanken über seine Worte zu machen. Jeder schien zu verstehen, wo sein Platz in diesem riesigen Gefüge war. Inzwischen hatte der Koboldmaki ein Loch durch die stachelige Schale der Durian genagt und lugte heraus.

Der Alte Orang-Utan fuhr fort: „Ich habe euch rufen lassen, weil es schon seit sehr langer Zeit nicht mehr geregnet hat. Die Regenzeit hat vor einer halben Mondphase begonnen und noch immer ist kein einziger Tropfen Wasser vom Himmel gefallen. Der Regenbaum hat uns dieses Jahr noch keinen Regen gebracht.“

Eine Haubenlangure meldete sich aus dem Hintergrund: „Warum ist das so? Ich dachte der Baum beschert uns immer Regen, wenn wir gut auf ihn Acht geben?“

„Das ist es ja gerade“, sprach der alte Orang-Utan, „etwas stimmt nicht. Es kommt etwas auf uns zu.“

Der Javaneraffe fragte: „W... was i... i... ist? W... was k... kommt auf u... u... u...?“

Eine Baumkröte beendete für ihn: „...uns zu‘ wolltest du sagen?“

Erleichtert nickte der Javaneraffe.

Die Miene des Orang-Utan wurde ernster. Dann sprach er leise und bedeutungsvoll: „Was auf uns zukommt, ist der Mensch.“

Sofort brach ein Sturm los! Kreischen, Schreien, Zirpen und Brüllen erfüllte die Luft. Der Orang-Utan stellte sich auf seine Hinterbeine und breitete die viel längeren Arme weit aus: „Ruhe bitte! Keine Panik, das bringt uns auch nicht weiter! Seid ruhig!“

Aber die Tiere waren nicht so leicht zur Ruhe zu bringen. Sie sprangen wild durcheinander, Vögel flogen auf, Stachelträger rollten sich ein, Insekten surrten und der Agamerich raunte dem Netzpython zu: „Sag mal, wie groß sind diese Menschen? Ich meine, wärest du zur Not in der Lage, einen oder zwei von ihnen auszuschalten?“

Der Nasenaffenkönig schaffte seinen Jungaffen an: „Alles klar, wir hauen sofort in die Mangroven ab. Gib den anderen Bescheid.“

Darufhin bekam er ein Stück Bambus an den Kopf geworfen.

„Wenn ich sage, dass jetzt Ruhe herrscht, dann gilt das auch für selbst ernannte Könige“, mahnte der alte Orang-Utan und stützte sich wieder auf seine Handrücken.

Im Vertrauen darauf, dass der ehrwürdige Affe das Richtige tun wird, beruhigten sich die meisten Tiere, und der Orang-Utan griff den Faden seiner Rede wieder auf: „Die Menschen sind kurz davor, die Ebenen zu verlassen und in die Hügel vorzudringen, die unser Tal umsäumen. Als sie vor ein paar Jahren begannen, sich aus dem Hochland herauszuarbeiten, hätten wir nie gedacht, dass sie so schnell sein würden. Das Wasser, das aus unserem Tal zu ihnen hinfließt, haben sie so verschmutzt, dass es wie eine Schlammrinne aussieht. Die Menschen haben den Wald an den Hängen der Morgenrotberge angezündet, und dieses Schicksal kann uns bald ebenso blühen. Sie sind uns zu nahe gekommen, und ihr wisst ja, was sie mit den letzten Malaienbären gemacht haben.“

Die Tiere nickten betroffen.

„Die dachten, dass sie mit den Menschen in Gemeinschaft leben könnten. Sie wurden getötet oder zu Haustieren gemacht. Die Bindenwarane hatten völlig Recht, als sie aus der Ebene zu uns her flo-

hen. Aber auch unser Tal verließen sie schnell, denn nun kommen die Menschen hierher! Sie wussten es, und wir erahnten es.“

„Aber, wenn mir gestattet ist, Eure Durchlaucht zu unterbrechen, was hat das Näherkommen der Menschen mit dem Problem der Trockenheit zu tun?“, fragte der Agamerich.

Der Orang-Utan sah den Baumriesen an und antwortete: „Dieser Baum ist unfassbar alt. Er hat hier schon gestanden, als es noch keine Menschen gab. Auch alle unsere Arten, und damit alle eure Vorfahren, sind schon lange hier gewesen, bevor der Mensch auf unser Land kam. Er hat von Anfang an nichts anderes getan, als das Land in voller Absicht zu zerstören, und er tut bis heute nichts anderes. Er fällt die Bäume, fackelt das Land ab, verdreckt das Wasser, legt Felder an und tötet uns, wo immer er uns antrifft. Ich selbst lebte einst im Hochland hinter der Ebene und mir gehörten ein kleineres Tal und ein Westberghang. Ich war der Herr des Bergwalds. In meinem kleinen Revier lebten zwei Weibchen mit ihren Kindern deren Vater ich war, und ich selbst war der Sohn des Hüters des Regenbaumes. Wir führten ein gutes Leben – bis die Menschen kamen. Anfangs dachten wir auch, dass wir gemeinsam mit ihnen leben könnten. Aber noch heute dröhnen mir die Schüsse in den Ohren, mit denen sie die beiden Weibchen töteten. Die Kinder verschleppten sie und keines kehrte jemals zurück. Ich verließ mein Land und durchwanderte die Ebene. Als mein Vater starb, wurde ich der Hüter des Regenbaums. Die Menschen bebauten inzwischen den Bergwald, und ich dachte, sie würden dort bleiben. Aber dann schlugen sie die Bäume am Rand der Ebene um, und in ein paar Mondphasen werden sie an der Grenze zu unserem Tal stehen.“

Betroffen blickten sich die anderen an.

„Der Baum spürt wohl, dass etwas nicht stimmt. Er weiß, dass sich eine Gefahr nähert, dass die Menschen ihn ohne die kleinste Gefühlsregung vernichten werden. In diesem Baum steckt die Furcht vor dem eigenen Ende, und deshalb bringt er uns keinen Regen mehr. Seine Gedanken sind finster geworden und nicht mehr auf

die guten Dinge wie das Leben gerichtet. Seine Blätter rollen sich schon ein, und seine Zweige beginnen abzusterben. Er weiß, dass die Bedrohung von einem Lebewesen ausgeht, darum entzieht er der Welt das Wasser. Er würde alles Leben verdursten lassen um selbst am Leben zu bleiben.“

„Wir werden das Tal also verlassen müssen?“, erkundigte sich der Gibbon.

„Ich bin schon so gut wie weg. Nur noch ein paar kleine Besorgungen, dann hau ich ab. Wenn ich die anderen noch mitnehme, dann verliere ich Zeit. Ich glaube, wenn nur wir vier gehen, genügt das“, kündigte der Nasenaffe an.

„Nein“, rief der alte Orang-Utan, „du bleibst schön brav da. Niemand geht hier weg.“

Und der Netzpython flüsterte der Grubenotter zu: „Das wäre aber nicht gerade der schlimmste Verlust gewesen.“

Leseprobe aus dem Buch

# Rettet Borneo

von  
Florian Gierl

ISBN: 978-3-934983-27-4  
284 Seiten, Klappenbroschur

18,00 Euro

erschienen im KernVerlag, Regensburg.

Sie können das Buch über jede Buchhandlung beziehen, oder über das Internet direkt beim Verlag unter [www.kernverlag.de](http://www.kernverlag.de) bestellen

Ich danke herzlich für Ihr Interesse und wünsche Ihnen viele spannende Lesestunden!

Peter Kern

Alle Texte unterliegen dem Copyright des KernVerlag.